



Leseprobe

Nicholas Sparks

Seit du bei mir bist Roman

»Ein absoluter Pageturner« *Daily Mail*

Bestellen Sie mit einem Klick für 10,99 €



Seiten: 592

Erscheinungstermin: 10. September 2018

Mehr Informationen zum Buch gibt es auf

www.penguinrandomhouse.de

Das Buch

Eigentlich läuft alles nach Plan für Russell: Er hat eine fantastische Ehefrau, Vivian, eine süße kleine Tochter und ein wunderschönes großes Haus in North Carolina. Beruflich hat er endlich den Sprung gewagt und sich mit einer kleinen Werbeagentur selbstständig gemacht. Leider hat er noch keinen einzigen Auftrag, doch er ist voller Vertrauen auf die Zukunft. Aber dann bewegt sich sein Leben plötzlich in atemberaubender Geschwindigkeit in eine ganz andere Richtung als geplant: Mit einem Mal muss er um seinen Beruf und seine Ehe kämpfen, und dann findet er sich auch noch in der Rolle des alleinerziehenden Vaters wieder. Die fünfjährige London ist ein wunderbares Kind, dennoch fühlt sich Russell zunächst völlig überfordert von seinem neuen Leben und seiner neuen Verantwortung. Und gerade als er glaubt, alles langsam wieder in den Griff zu bekommen, warten weitere ungeahnte emotionale Herausforderungen auf ihn ...

Der Autor

Nicholas Sparks, 1965 in Nebraska geboren, lebt in North Carolina. Mit seinen Romanen, die ausnahmslos die Bestsellerlisten eroberten und weltweit in über 50 Sprachen erscheinen, gilt Sparks als einer der meistgelesenen Autoren der Welt. Mehrere seiner Bestseller wurden erfolgreich verfilmt. Alle seine Bücher sind bei Heyne erschienen, zuletzt »Wenn du zurückkehrst«.

Große Autorenwebsite unter www.nicholas-sparks.de.

NICHOLAS
SPARKS

SEIT DU
BEI MIR BIST

ROMAN

Aus dem Amerikanischen
von Astrid Finke

WILHELM HEYNE VERLAG
MÜNCHEN

Die Originalausgabe erschien unter dem Titel TWO BY TWO
bei Grand Central Publishing/Hachette Book Group USA, New York

Sollte diese Publikation Links auf Webseiten Dritter enthalten,
so übernehmen wir für deren Inhalte keine Haftung,
da wir uns diese nicht zu eigen machen, sondern lediglich
auf deren Stand zum Zeitpunkt der Erstveröffentlichung verweisen.



Penguin Random House Verlagsgruppe FSC® Noor1967

5. Auflage

Vollständige deutsche Taschenbuchausgabe 10/2018

Copyright © 2016 by Willow Holdings, Inc.

Copyright © 2017 der deutschen Ausgabe

by Wilhelm Heyne Verlag, München,

in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,

Neumarkter Str. 28, 81673 München

Printed in Germany

Redaktion: Lüra – Klemt & Mues GbR

Umschlaggestaltung: t.mutzenbach design, München

Umschlagkonzept: zero-media.net, München

Umschlagfoto: Johner Royalty-Free/gettyimages und Africa Studio,

BrAt82, marina shinkarchuk/shutterstock.com

Satz: Leingärtner, Nabburg

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

ISBN 978-3-453-42242-1

www.heyne.de

www.nicholas-sparks.de

*Für euch, meine treuen Leserinnen und Leser:
Danke für die letzten zwanzig Jahre*

Kapitel 1

Vater, Mutter, Kind

»Wow!«, erinnere ich mich gesagt zu haben, als Vivian mit dem positiven Schwangerschaftstest aus dem Bad kam. »Das ist ja super!«

In Wahrheit gingen meine Gefühle eher in Richtung: Ehrlich? Jetzt schon?

Es war mehr ein Schock als alles andere, gewürzt mit einer Prise Panik. Wir waren erst seit gut einem Jahr verheiratet, und sie hatte bereits gesagt, dass sie vorhabe, die ersten Jahre zu Hause zu bleiben, wenn wir irgendwann ein Kind bekämen. Ich hatte ihr immer beigepflichtet, doch in jenem Moment begriff ich, dass unser Leben als Doppelverdiener bald vorbei sein würde. Darüber hinaus war ich mir nicht sicher, ob ich schon bereit war, Vater zu werden, aber was sollte ich tun? Sie hatte mich ja nicht hereingelegt oder mir verheimlicht, dass sie sich ein Baby wünschte, und sie hatte mir Bescheid gesagt, als sie die Pille absetzte. Natürlich wollte ich auch Kinder, aber wir verhüteten erst seit wenigen Wochen nicht mehr. Ich weiß noch, dass ich dachte, es würde wahrscheinlich ein paar Monate dauern, bis ihr Körper sich wieder umgestellt hatte.

Aber nicht bei meiner Vivian. Ihr Körper hatte sich sofort wieder umgestellt. Meine Vivian war fruchtbar.

Ich schlang die Arme um sie und musterte sie. Strahlte sie schon? Doch dafür war es noch zu früh, oder? Was genau bedeutete dieses Strahlen überhaupt? War das einfach eine andere Formulierung für verschwitzt sein? Inwiefern würde sich unser Leben verändern? Und wie stark?

Fragen kreisten und kreisten, und als ich damals meine Frau im Arm hielt, wusste ich, Russell Green, auf keine davon eine Antwort.

Monate später war es so weit, wobei ich zugeben muss, dass ein Großteil jenes Tages in meiner Erinnerung verschwimmt.

Heute denke ich, ich hätte wahrscheinlich besser alles aufgeschrieben, als es noch frisch war. Einen Tag wie diesen sollte man in allen Einzelheiten erinnern, nicht nur in den unscharfen Bildern, die ich im Gedächtnis habe. Dass ich überhaupt noch so viel davon weiß, liegt an Vivian. Ihr scheint sich jedes Detail tief eingepägt zu haben. Andererseits war sie ja auch diejenige, die die Wehen ertragen musste, und Schmerz kann das Bewusstsein schärfen. Heißt es zumindest.

Eines weiß ich allerdings: Manche unserer Erinnerungen an die Ereignisse an jenem Tag weichen leicht voneinander ab. Zum Beispiel fand ich mein Verhalten unter den gegebenen Umständen völlig nachvollziehbar, während Vivian mich mal egoistisch, mal schlichtweg einen Idioten nannte. Wenn sie ihren Freundinnen die Geschichte erzählte – und das hat sie oft getan –, brachen sie in Gelächter aus oder schüttelten den Kopf und sahen sie mitleidig an.

In meinen Augen allerdings war ich weder egoistisch noch ein Idiot; immerhin war es unser erstes Kind, und keiner von uns beiden wusste genau, was zu erwarten war, als die Wehen einsetzten. Ist man je bereit dafür? Eine Entbindung, war mir erklärt worden, konnte ganz unterschiedlich verlaufen – mehr als ein Mal erinnerte Vivian mich während der Schwangerschaft daran, dass es von den ersten Wehen bis zur tatsächlichen Geburt länger als einen Tag dauern könne, besonders beim ersten Kind,

zwölf Stunden seien keine Seltenheit. Wie die meisten werdenden Väter betrachtete ich meine Frau als Expertin, immerhin war sie diejenige, die viele Bücher darüber gelesen hatte.

Es sollte auch festgehalten werden, dass ich am fraglichen Morgen beileibe nicht komplett versagte. Ich hatte meine Verantwortung ernst genommen. Sowohl Vivians Tasche als auch die für das Baby waren gepackt, beide waren mehrfach auf Vollständigkeit überprüft worden. Fotoapparat und Videokamera warteten geladen und einsatzbereit, und das Kinderzimmer war mit allem bestückt, was unser Baby für mindestens einen Monat brauchte. Ich kannte den schnellsten Weg zum Krankenhaus und hatte Ausweichrouten für den Fall eines Staus ausgetüftelt. Dass das Baby bald kommen würde, wusste ich ebenfalls, denn in den Tagen vor der Geburt hatte es schon mehrmals falschen Alarm gegeben. Selbst mir war also klar, dass der Countdown offiziell begonnen hatte.

Mit anderen Worten: Ich war nicht gänzlich überrascht, als meine Frau mich am 16. Oktober 2009 um halb fünf weckte und verkündete, der Abstand zwischen den Wehen betrage circa fünf Minuten und es sei Zeit, in die Klinik zu fahren. Ich zweifelte das nicht an; Vivian kannte den Unterschied zwischen Senkwehen und den richtigen Geburtswehen. Doch obwohl ich mich auf diesen Moment vorbereitet hatte, drehten sich meine ersten Gedanken nicht darum, dass ich mich hastig anziehen und das Auto beladen sollte. Und nein, sie galten auch nicht meiner Frau und dem Kind. Sondern sie waren in etwa so: *Heute ist der große Tag, und es wird viel fotografiert werden. Andere Menschen werden sich diese Bilder noch jahrelang ansehen, deshalb sollte ich besser kurz unter die Dusche springen, bevor wir fahren, weil meine Haare aussehen, als hätte ich die Nacht in einem Windkanal zugebracht.*

Nicht, dass ich eitel bin, ich glaubte nur, ich hätte noch reichlich Zeit, also sagte ich Vivian, ich sei in ein paar Minuten abfahrbereit. Ich brauche nie lange im Bad, an normalen Tagen nicht mehr als zehn Minuten, einschließlich Rasur, aber kaum hatte ich mir die Wangen eingeschäumt, glaubte ich, aus dem Wohnzimmer einen Schrei zu vernehmen. Ich lauschte angestrengt, und obwohl es danach still blieb, beeilte ich mich. Als ich mir das Gesicht abwusch, hörte ich Vivian abermals schreien, wobei es seltsamerweise klang, als schrie sie mich nicht *an*, sondern als schimpfe sie über mich. Mit einem Handtuch um die Taille trat ich noch tropfend in den Flur. Gott ist mein Zeuge, ich war nicht länger als sechs Minuten im Bad.

Wieder rief Vivian laut etwas, und ich brauchte eine Sekunde, um zu begreifen, dass sie auf allen vieren in ihr Handy brüllte, ich sei UNTER DER BLÖDEN DUSCHE!, UND WAS ZUM HENKER DENKT SICH DIESER IDIOT DABEI? Idiot war übrigens noch der netteste Ausdruck, mit dem sie mich bedachte. Was ich nicht wusste, war, dass der Abstand zwischen den Wehen mittlerweile nur noch zwei Minuten betrug und sie außerdem Rückenwehen hatte. Die sind entsetzlich schmerzhaft, und plötzlich stieß Vivian einen so kraftvollen Schrei aus, dass er durch unser gesamtes Wohnviertel in Charlotte, North Carolina, hallte, ein ansonsten friedliches Fleckchen.

Keine Sorge, daraufhin schaltete ich noch einen Gang höher und sprang ohne mich abzutrocknen in meine Kleider. Auf dem Weg zum Auto stützte ich Vivian, ohne zu kommentieren, dass sie ihre Fingernägel in meinen Arm grub. Wie der Blitz saß ich am Steuer und fuhr los.

Die Wehen hatten immer noch denselben Abstand, als wir in der Klinik ankamen, wegen ihrer starken Schmerzen wurde Vivian dennoch direkt in den Entbindungsraum gebracht. Ich hielt ihre Hand und versuchte, sie beim

Atmen zu unterstützen – allerdings begleitet von einigen deftigen Äußerungen ihrerseits über mich und wohin ich mir *das verdammte Atmen stecken* könne, bis der Anästhesist eintraf. Zu Beginn der Schwangerschaft hatte Vivian hin und her überlegt, ob sie eine PDA wollte, und sich schließlich zögerlich dafür entschieden, was jetzt ein Segen war. Sobald die Wirkung des Medikaments einsetzte, waren die Schmerzen erträglicher, und Vivian lächelte zum ersten Mal, seit sie mich geweckt hatte.

Dann war es so weit. Schwestern wurden gerufen, die mit ruhiger Professionalität alles vorbereiteten. Dann forderte der Arzt meine Frau unvermittelt auf zu pressen.

Bei der dritten Kontraktion drehte er plötzlich seine Handgelenke wie ein Zauberer, der einen Hasen aus dem Hut zieht, und schon war ich Vater.

Einfach so.

Unsere Tochter wurde untersucht, und obwohl sie leicht anämisch war, hatte sie zehn Finger, zehn Zehen, ein gesundes Herz und offensichtlich eine funktionierende Lunge. Ich erkundigte mich nach der Anämie, aber der Arzt sagte, das sei kein Grund zur Sorge, und dann wurde unser Baby gewaschen und gewickelt und meiner Frau in die Arme gelegt.

Genau wie vorhergesehen, wurden den ganzen Tag lang Fotos geknipst, nur schien sich seltsamerweise hinterher niemand für mein Aussehen darauf zu interessieren.



Man hört ja manchmal, Babys sähen bei ihrer Geburt entweder aus wie Winston Churchill oder wie Mahatma Gandhi. Da die Haut meiner Tochter infolge der Anämie einen grauen Farbton hatte, war mein erster Gedanke allerdings, dass sie Yoda ähnelte, ohne die Ohren natürlich.

Ein wunderschöner Yoda, wohlgermerkt, ein atemberaubender Yoda, ein so liebenswerter Yoda, dass mein Herz beinahe zerbarst, als sie meinen Finger umklammerte. Ein paar Minuten später kamen meine Eltern, und in meiner Nervosität und Aufregung ging ich ihnen entgegen und sagte das Erste, was mir in den Sinn kam.

»Wir haben ein graues Baby!«

Meine Mutter sah mich an, als hätte ich den Verstand verloren, während mein Vater sich in den Ohren bohrte, als wären sie möglicherweise verstopft und beeinträchtigt sein Gehör. Ohne meinen Kommentar weiter zu beachten, betraten sie das Zimmer, in dem Vivian mit seligem Gesichtsausdruck unsere Tochter im Arm hielt. Bei ihrem Anblick fand ich, dass dies das zauberhafteste kleine Mädchen der Weltgeschichte sein musste. Natürlich glauben das alle frischgebackenen Väter von ihren Kindern, aber Tatsache ist, es kann nur ein Kind geben, das wirklich das zauberhafteste der Weltgeschichte ist, und ich wunderte mich insgeheim, dass nicht jeder im Krankenhaus hereinkam und meine Tochter bestaunte.

Meine Mutter trat ans Bett und beugte sich weit vor, um sie besser sehen zu können.

»Habt ihr euch schon für einen Namen entschieden?«, fragte sie.

»London«, antwortete meine Frau, ohne die Augen von unserem Kind abzuwenden. »Wir nennen sie London.«



Irgendwann gingen meine Eltern, aber sie kehrten am Nachmittag noch einmal zurück. Dazwischen waren auch Vivians Eltern zu Besuch gekommen. Sie waren per Flugzeug aus Alexandria, Virginia, angereist, wo Vivian aufgewachsen war, und obwohl Vivian sich sehr darüber freute,

spürte ich sofort, wie die Anspannung im Raum stieg. Von Anfang an hatten meine Schwiegereltern mir zu verstehen gegeben, dass ihre Tochter sich ihrer Ansicht nach *unter Wert verkauft* hatte, als sie mich heiratete, und wer weiß? Außerdem mochten sie offenbar meine Eltern nicht, was allerdings auf Gegenseitigkeit beruhte. Die vier behandelten einander zwar immer freundlich, man merkte aber deutlich, dass sie sich in Wahrheit lieber aus dem Weg gingen.

Auch meine ältere Schwester Marge und Liz kamen vorbei und brachten Geschenke. Marge und Liz waren schon länger zusammen als Vivian und ich – damals über fünf Jahre –, und ich hielt die beiden nicht nur für ein großartiges Paar, sondern wusste auch, dass Marge die tollste ältere Schwester war, die man sich wünschen konnte. Da meine Eltern früher beide arbeiteten, Dad als Klempner und Mom als Sprechstundenhilfe bei einem Zahnarzt, hatte Marge nicht nur gelegentlich als Elternersatz fungiert, sondern auch als Vertraute, die mich verständnisvoll durch die Nöte der Pubertät begleitete. Übrigens mochten weder Marge noch Liz Vivians Eltern, besonders, seit diese sich bei unserer Hochzeit geweigert hatten, Marge und Liz gemeinsam am Familientisch sitzen zu lassen. Gut, Liz gehörte im engeren Sinne nicht zur Verwandtschaft, und Marge trug einen Smoking statt eines Kleids, aber es war ein Affront, den keine der beiden je verzeihen konnte, zumal die heterosexuellen unverheirateten Paare durchaus mit bei uns saßen.

Während die Besucher im Krankenhaus kamen und gingen, blieb ich den gesamten Tag bei meiner Frau und saß abwechselnd im Schaukelstuhl am Fenster und auf der Bettkante. Immer wieder flüsterten wir einander verwundert zu, dass *wir eine Tochter* hatten! Wenn ich die beiden betrachtete, spürte ich, dass ich zu ihnen gehörte und

wir drei für immer verbunden wären. Das Gefühl war überwältigend, wie alles andere an diesem Tag, und unwillkürlich überlegte ich, wie London wohl als Teenager aussehen oder wovon sie träumen oder was sie mit ihrem Leben anfangen würde. Sobald London weinte, legte Vivian sie automatisch an die Brust, und ich erlebte gleich das nächste Wunder.

Woher weiß London, wie das geht?, fragte ich mich im Stillen. *Woher um alles in der Welt weiß sie das?*



Es gibt noch eine Erinnerung an diesen Tag, die allerdings nur mir gehört.

Es geschah in jener ersten Nacht im Krankenhaus, lange nachdem die letzten Besucher gegangen waren. Vivian schlief, und ich döste im Schaukelstuhl, als ich meine Tochter unruhig werden hörte. Vor ihrer Geburt hatte ich noch nie ein Neugeborenes gehalten, und jetzt hob ich sie hoch und schmiegte sie dicht an mich. Ich dachte, ich müsste Vivian wecken, doch zu meiner Überraschung entspannte sich London. Vorsichtig setzte ich mich wieder in den Schaukelstuhl, und während der nächsten zwanzig Minuten konnte ich nur über die Gefühle staunen, die die Kleine in mir auslöste. Dass ich sie vergötterte, wusste ich bereits, jetzt schon kam mir ein Leben ohne sie unvorstellbar vor. Ich erinnere mich, ihr zugeflüstert zu haben, dass ihr Vater immer für sie da sein würde, und als wusste sie genau, was ich sagte, pupste sie und krümmte sich und begann zu weinen. Vivian wachte davon auf, und ich reichte ihr das Baby.

Kapitel 2

Am Anfang

»Ich hab es ihm heute gesagt«, verkündete Vivian.

Wir waren im Schlafzimmer, Vivian trug ihren Pyjama und kroch zu mir unter die Decke, endlich waren wir beide allein. Es war Mitte Dezember, und London lag seit weniger als einer Stunde in ihrem Bettchen. Sie war inzwischen acht Wochen alt, doch sie schlief nicht länger als drei bis vier Stunden am Stück. Vivian beklagte sich nicht, aber sie war immer müde.

»Wem was gesagt?«, fragte ich.

»Rob.« Damit war ihr Chef gemeint. »Ich habe ihn offiziell informiert, dass ich nach dem Mutterschaftsurlaub nicht zurückkomme.«

»Aha.« Ich spürte die gleiche Panik in mir aufsteigen wie nach dem positiven Schwangerschaftstest. Vivian verdiente fast so viel wie ich, und ich glaubte nicht, dass wir uns unseren Lebensstil ohne ihr Einkommen weiter leisten konnten.

»Er meinte, die Tür steht immer offen, falls ich es mir anders überlege«, ergänzte sie. »Aber ich habe ihm erklärt, dass London nicht von Fremden aufgezogen wird. Warum sollte man sonst überhaupt ein Kind bekommen?«

»Mich musst du nicht überzeugen.« Ich gab mir alle Mühe, meine Gefühle zu verbergen. »Ich stehe auf deiner Seite.« Na ja, überwiegend. »Du weißt aber, dass wir dann nicht mehr so oft essen gehen und uns nicht mehr so viele Dinge leisten können, oder?«

»Ja, das weiß ich.«

»Und es ist kein Problem für dich, seltener zu shoppen?«

»Das hört sich ja geradezu an, als würde ich Geld verschwenden! Das tue ich nie.«

Die Kreditkartenabrechnungen ließen manchmal anderes vermuten, genau wie ihr Schrank, der vor Kleidern und Schuhen und Taschen überquoll. Aber ich hörte die Verärgerung in ihrer Stimme, und das Letzte, was ich wollte, war mit ihr streiten. Also drehte ich mich zu ihr um und zog sie an mich, hatte längst etwas anderes im Sinn. Ich küsste sie auf den Hals.

»Jetzt?«, fragte sie.

»Es ist lange her.«

»Und mein armer Schatz hat das Gefühl, gleich zu platzen, stimmt's?«

»Offen gestanden möchte ich das Risiko nicht eingehen.«

Sie lachte, aber als ich ihr Pyjamaoberteil aufknöpfte, ertönte ein Geräusch aus dem Babyfon. Sofort erstarrten wir.

Nichts.

Immer noch nichts.

Und gerade als ich dachte, die Luft sei rein, und den Atem ausstieß, den ich unwissentlich angehalten hatte, setzte das Weinen in voller Laustärke ein. Seufzend drehte ich mich auf den Rücken, und Vivian stand auf. Als London sich schließlich eine gute halbe Stunde später wieder beruhigt hatte, war Vivian nicht mehr in Stimmung für einen zweiten Versuch.

Am nächsten Morgen hatten Vivian und ich mehr Glück. So viel Glück sogar, dass ich mich fröhlich erbot, mich um London zu kümmern, wenn sie aufwachte, damit Vivian noch ein wenig schlafen konnte. London allerdings schien genauso müde zu sein wie ihre Mutter, denn erst nach meiner zweiten Tasse Kaffee hörte ich Geräusche durch das Babyfon, allerdings war es kein Weinen.

In Londons Zimmer drehte sich das Mobile über der Wiege, und die Kleine strampelte putzmunter mit den Beinchen. Ich musste lächeln, und plötzlich lächelte sie ebenfalls.

Es war kein Reflex. Das kannte ich schon, und beinahe hätte ich meinen Augen nicht getraut. Denn dies hier war ein echtes

Lächeln, unbestreitbar, und als sie zusätzlich noch glückste, wurde mein Tag, der schon großartig begonnen hatte, noch tausendmal besser.



Ich bin kein weiser Mensch.

Das soll nicht heißen, dass ich nicht intelligent bin. Aber Weisheit bedeutet mehr als das, denn sie umfasst Verständnis, Empathie, Erfahrung, inneren Frieden und Intuition, und rückblickend mangelt es mir an einigen dieser Eigenschaften.

Was ich außerdem inzwischen gelernt habe: Alter ist genauso wenig ein Garant für Weisheit wie für Intelligenz. Ich weiß, dass das häufig anders gesehen wird. Halten wir ältere Menschen nicht auch deshalb per se für weise, weil sie graue Haare und faltige Haut haben? In letzter Zeit bin ich jedoch zu dem Schluss gekommen, dass manche Menschen mit der Neigung, Weisheit zu erlangen, auf die Welt kommen und andere nicht. Und bei manchen zeigt sie sich schon in jungen Jahren.

Bei meiner Schwester Marge zum Beispiel. Sie ist weise, obwohl sie nur fünf Jahre älter als ich ist. So ist sie schon, seit ich sie kenne. Liz ebenfalls. Sie ist jünger als Marge, und doch ist das, was sie sagt, sowohl überlegt als auch einfühlsam. Nach einem Gespräch mit ihr denke ich oft noch lange darüber nach. Auch meine Eltern sind weise, was mir in letzter Zeit häufig durch den Kopf geht, weil mir klar geworden ist, dass Weisheit zwar bei uns in der Familie liegt, mich allerdings leider übergangen hat.

Denn wäre ich weise, hätte ich damals im Sommer 2007 auf Marge gehört, als sie mich auf der Fahrt zu dem Friedhof, auf dem meine Großeltern begraben lagen, fragte, ob ich mir absolut sicher sei, dass ich Vivian heiraten wolle.

Wäre ich weise, hätte ich auf meinen Vater gehört, der mich fragte, ob ich sicher sei, mich mit fünfunddreißig mit einer eigenen Werbeagentur selbstständig machen zu wollen.

Wäre ich weise, hätte ich auf meine Mutter gehört, als sie mir riet, so viel Zeit wie möglich mit London zu verbringen, da Kinder schnell groß werden und man diese Jahre nie zurückholen könne.

Aber wie gesagt, ich bin kein weiser Mensch, und deshalb geriet mein Leben ins Trudeln. Selbst jetzt noch frage ich mich, ob ich mich jemals davon erholen werde.



Wo soll man beginnen, wenn man eine Geschichte begreifen will, die nur schwer zu begreifen ist?

Nun, beginnen wir damit: Als Kind glaubte ich, dass ich mich im Alter von achtzehn wie ein Erwachsener fühlen würde, und ich hatte recht. Mit achtzehn schmiedete ich bereits Pläne fürs Leben. Meine Eltern waren finanziell immer gerade so über die Runden gekommen, und ich hatte nicht die Absicht, auch so zu leben. Ich träumte davon, eine eigene Firma zu gründen, mein eigener Chef zu sein, bevor ich überhaupt wusste, was ich tun wollte. Da ich davon ausging, auf dem College in die richtige Richtung gelenkt zu werden, ging ich auf die North Carolina State, aber je länger ich dort war, desto jünger und unerfahrener kam ich mir vor. Als ich schließlich meinen Abschluss in Händen hielt, konnte ich das Gefühl nicht abschütteln, noch mehr oder weniger der Gleiche zu sein wie damals in der Schule.

Zudem wusste ich immer noch nicht, in welcher Branche ich tätig werden wollte. Ich besaß wenig Erfahrung in der wirklichen Welt und noch weniger Kapital, daher

verschob ich meinen Traum vorerst und nahm in der Werbebranche eine Stelle bei einem Mann namens Jesse Peters an. Ich trug im Büro Anzüge und arbeitete unendlich viel, und doch fühlte ich mich weiterhin meistens jünger, als ich eigentlich war. An den Wochenenden besuchte ich dieselben Kneipen wie zu Studenienzeiten, und oft malte ich mir aus, noch mal von vorn anfangen zu können. Im Laufe der nächsten acht Jahre sollte es Veränderungen geben: Ich heiratete und erwarb ein Haus und kaufte mir einen Hybridwagen, aber selbst dadurch empfand ich mich nicht als erwachsen. Letzten Endes hatte Peters die Stelle meiner Eltern eingenommen, wie sie durfte er mir sagen, was ich zu tun hatte, *sonst* ...

Die Erkenntnis, doch erwachsen zu sein, kam natürlich, nachdem London geboren war und Vivian ihren Job gekündigt hatte. Zu dem Zeitpunkt war ich noch keine dreißig, und der Druck, den ich in den nächsten Jahren als Ernährer meiner Familie verspürte, erforderte Opfer, die nicht einmal ich erwartet hatte. Nach der Arbeit – zumindest an den Tagen, an denen ich zu einer vernünftigen Uhrzeit nach Hause kam – trat ich durch die Tür und hörte London »Daddy!« rufen. Wenn sie dann auf mich zurannte und mir die Ärmchen um den Hals schlang, sagte ich mir, dass es sämtliche Opfer wert war, und wenn nur wegen unseres wundervollen kleinen Mädchens.

In der Hektik des Alltags fiel es leicht, mir einzubilden, dass mit den wichtigen Dingen – mit meiner Frau, meiner Tochter, meinem Job, meiner Familie – alles in Ordnung war, selbst wenn ich nicht mein eigener Chef sein durfte. In den seltenen Momenten, in denen ich überhaupt zum Nachdenken kam, stellte ich mir ein zukünftiges Leben vor, das sich von meinem derzeitigen gar nicht so stark unterschied, und auch das war in Ordnung.

Oberflächlich betrachtet lief also alles recht glatt, aber das hätte ich als Warnzeichen nehmen müssen. Ganz ehrlich, ich hatte nicht die geringste Ahnung, dass ich nur wenige Jahre später morgens aufwachen und mich wie einer der frühen Immigranten auf Ellis Island fühlen würde, die mit nichts als den Kleidern am Leib in Amerika angekommen waren, die Sprache nicht beherrschten und sich fragten: *Was mache ich denn jetzt?*

Wann genau war es gekippt? Wenn man Marge fragt, ist die Antwort eindeutig: »Es ging bergab, als du Vivian kennengelernt hast.« Das hat sie mehr als ein Mal gesagt. Natürlich korrigierte sie sich immer sofort, typisch Marge. »Nein, ich nehme das zurück. Es fing schon vorher an, als du noch auf dem College warst und dieses Poster an der Wand hängen hattest, das von der Frau mit dem superknappen Bikini und den dicken Dingern. Mir hat es übrigens immer gut gefallen, aber es hat dein Denken verzerrt.« Nach weiterer Überlegung schüttelte sie den Kopf. »Aber eigentlich warst du schon immer ein bisschen verkorkst, und wenn das diejenige sagt, die als die Verkorksteste in der Familie gilt, heißt das einiges. Vielleicht ist das wahre Problem, dass du immer zu nett warst.«

Wenn man anfängt zu grübeln, was falsch gelaufen ist, beziehungsweise was man falsch *gemacht* hat, ist das wie eine Zwiebel zu schälen. Es gibt immer noch eine weitere Haut, noch einen Fehler oder eine schmerzhaft Erinnerung, die dann noch weiter und weiter in die Vergangenheit zurückführt, auf der Suche nach der ultimativen Wahrheit. Ich habe den Punkt erreicht, an dem ich zu suchen aufgehört habe: Das Einzige, was jetzt zählt, ist, daraus zu lernen und künftig nicht mehr die gleichen Fehler zu begehen.



Um zu verstehen, warum, muss man mich verstehen. Was übrigens nicht einfach ist. Ich kenne mich schon seit einem Dritteljahrhundert, und die Hälfte der Zeit verstehe ich mich selbst nicht. Also fange ich vielleicht damit an: Meiner Beobachtung nach gibt es zwei Männertypen auf der Welt. Den Heiratstyp und den Junggesellentyp. Der Heiratstyp ist einer, der mehr oder weniger jede Frau daraufhin abklopft, ob sie die Eine sein könnte. Deshalb sagen Frauen um die dreißig und vierzig so oft Sätze wie *Alle guten Männer sind vergeben*. Damit meinen sie Männer, die bereit, willens und in der Lage sind, sich auf eine feste Beziehung einzulassen.

Ich war immer der Heiratstyp. Für mich fühlt es sich richtig an, in einer Beziehung zu leben. Aus unerfindlichen Gründen habe ich mich in Gesellschaft von Frauen schon immer wohler gefühlt als in der von Männern, selbst bei Freundschaften, und meine Zeit mit einer Frau zu verbringen, die rein zufällig auch noch wahnsinnig in mich verliebt war, schien mir das Größte überhaupt.

Aber genau da wird es ein bisschen knifflig, denn nicht alle Heiratstypen sind gleich. Es gibt Untergruppen, Männer, die sich zum Beispiel für *romantisch* halten. Klingt nett, oder? Die Art Mann, die sich die meisten Frauen angeblich wünschen? Stimmt wahrscheinlich, und ich muss zugeben, dass auch ich Mitglied in diesem Klub bin. In seltenen Fällen ist dieser spezielle Subtyp allerdings zusätzlich so gestrickt, dass er es anderen gern *recht* macht, und die Kombination aus alldem, so glaubte ich lange, würde mir dazu verhelfen, dass meine Frau mich immer genauso lieben würde wie ich sie.

Nur, warum war ich so? War es einfach mein Naturell? War ich von meiner eigenen Familie beeinflusst? Oder hatte ich nur im prägenden Alter zu viele romantische Filme gesehen? Oder alles zusammen?

Ich weiß es nicht, aber ich erkläre ohne Zögern, dass die vielen romantischen Filme ganz und gar Marges Schuld waren. Sie liebte Klassiker wie *Die große Liebe meines Lebens* und *Casablanca*, aber *Ghost – Nachricht von Sam* und *Dirty Dancing* waren auch ganz oben dabei, und *Pretty Woman* haben wir mindestens zwanzigmal gesehen. Das war Marges absoluter Lieblingsfilm. Damals wusste ich natürlich nicht, dass nicht nur ich, sondern auch Marge irrsinnig in Julia Roberts verknallt war, aber darum geht es nicht. Der Film ist vermutlich unsterblich, und zwar, weil er funktioniert. Zwischen den von Richard Gere und Julia Roberts gespielten Figuren war ... eine Art chemische Verbindung. Sie unterhielten sich. Sie lernten, einander zu vertrauen. Sie verliebten sich. Und wie kann man je die Szene vergessen, als Richard Gere vor dem Opernbesuch auf Julia wartet und sie in einem Kleid auftaucht, das sie vollkommen verwandelt? Die Zuschauer sehen Richards ehrfürchtig erstarrte Miene, und schließlich öffnet er eine Samtschachtel mit der Diamantkette, die Julia an dem Abend tragen soll. Als sie danach greift, klappt Richard den Deckel zu, und Julia lacht überrascht auf ...

Es war eigentlich alles da, in diesen wenigen Sekunden. Die Romantik, meine ich – Vertrauen, Erwartung und Freude gepaart mit Oper, schöner Kleidung und Schmuck führten zusammen zu *Liebe*. In meinem vorpubertären Gehirn machte es klick: eine Art Handbuch, wie man Mädchen beeindruckte. Ich hatte mir nur zu merken, dass Mädchen den Jungen erst *mögen* mussten und dass romantische Gesten letztendlich zu *Liebe* führten. So wurde ein weiterer Romantiker in der echten Welt geschaffen.

Als ich in der sechsten Klasse war, kam ein neues Mädchen zu uns. Melissa Anderson war aus Minnesota, und mit ihren blonden Haaren und blauen Augen erinnerte sie an ihre schwedischen Vorfahren. Als ich sie das erste Mal

sah, muss mir die Kinnlade heruntergefallen sein, und damit war ich nicht allein. Jeder Junge tuschelte über sie, und ich fand, dass sie das mit Abstand hübscheste Mädchen war, das jemals seinen Fuß in Mrs. Hartmans Klasse in der Arthur E. Edmonds School gesetzt hatte.

Doch der Unterschied zwischen mir und den anderen Jungen war, dass ich genau wusste, was zu tun war. Ich wollte sie umwerben, und wenn ich auch nicht Richard Gere mit Privatjet und Diamantketten war, besaß ich doch immerhin ein Fahrrad und konnte Armbänder knüpfen, komplett mit Holzperlen. Die allerdings würden später kommen. Erst einmal mussten wir einander mögen, wie Richard und Julia. Ich sorgte dafür, dass ich beim Mittagessen an ihrem Tisch saß. Wenn sie redete, hörte ich zu und stellte Fragen, und Wochen später, als sie mir endlich sagte, dass sie mich nett fand, wusste ich, dass es Zeit für den nächsten Schritt war. Ich schrieb ihr ein Gedicht und steckte es ihr eines Nachmittags im Schulbus zu, mit einer Blume. Ich glaubte zu wissen, was passieren würde: Sie würde verstehen, dass ich anders war, und damit einher ginge eine noch größere Erkenntnis, woraufhin sie meine Hand nähme und sich von mir nach Hause begleiten ließe.

Leider lief es nicht so. Statt das Gedicht zu lesen, quatschte sie den gesamten Heimweg mit ihrer Freundin April, und am nächsten Tag setzte sie sich mittags zu Tommy Harmon und sprach kein Wort mit mir. Auch nicht am folgenden Tag oder dem darauf. Als Marge mich später schmollend in meinem Zimmer fand, erklärte sie mir, dass ich zu bemüht sei und einfach ich selbst sein solle.

»Das bin ich doch.«

»Dann solltest du dich vielleicht ändern«, gab Marge zurück. »Weil du nämlich verzweifelt rüberkommst.«

Mein Problem war, dass ich nicht weiter nachgedacht

hatte. Dachte Richard Gere nach? Er wusste eindeutig mehr als meine Schwester, und wieder einmal steuerten die Weisheit und ich in entgegengesetzte Richtungen. Denn *Pretty Woman* war ein Film, und ich lebte in der echten Welt, aber das Muster, das ich bei Melissa Anderson eingeführt hatte, setzte sich, mit Variationen, fort, bis es letzten Endes zu einer Gewohnheit wurde. Ich wurde der König der romantischen Geste – Blumen, Briefe, Karten und dergleichen –, und im College war ich der »geheime Bewunderer« eines Mädchens, das ich anhimmelte. Ich hielt Türen auf und lud zum Essen ein, und ich hörte zu, wann immer eine Frau reden wollte, selbst wenn es darum ging, wie sehr sie noch an ihrem Exfreund hing. Die meisten mochten mich wirklich. Für sie war ich ein Kumpel, die Art Mann, der mit einer Gruppe Freundinnen ausgehen durfte. Selten jedoch bekam ich die Frau, die ich mir ausgesucht hatte. Ich weiß nicht mehr, wie oft ich gehört habe: »Du bist der netteste Typ, den ich kenne, und du findest bestimmt eines Tages jemand ganz Besonderes. Ich habe zwei oder drei Freundinnen, mit denen ich dich bekannt machen könnte ...«

Es war nicht leicht, der Mann zu sein, der *perfekt für jemand anderen* war. Oft brach es mir das Herz, und ich begriff nicht, warum Frauen mir erzählten, sie wünschten sich bestimmte Eigenschaften wie Romantik und Rücksichtnahme, Interesse und die Begabung, gut zuhören zu können – und die dies alles dann aber nicht zu schätzen wussten.

Natürlich hatte ich nicht nur Pech in der Liebe. In der zehnten Klasse hatte ich eine Freundin namens Angela, auf dem College waren Victoria und ich fast ein Jahr lang zusammen. Und im Sommer nach meinem Abschluss, mit zweiundzwanzig, lernte ich eine Frau namens Emily kennen.

Emily wohnt immer noch hier in der Gegend, und im Laufe der Jahre bin ich ihr hin und wieder begegnet. Sie war die erste Frau, die ich geliebt habe, und da Romantik und Nostalgie oft miteinander verknüpft sind, denke ich heute noch an sie. Emily hatte etwas Unkonventionelles. Sie bevorzugte lange, mit Blumenmuster bedruckte Röcke und Sandalen, schminkte sich nur wenig und hatte im Hauptfach Bildende Kunst mit Schwerpunkt Malerei studiert. Sie war schön, mit kastanienbraunen Haaren und leuchtenden, grünbraunen Augen, aber es war nicht nur ihr Aussehen. Sie lachte gern, war freundlich zu jedem, intelligent, eine Frau, die nach Meinung der meisten Menschen perfekt für mich war. Meine Eltern vergötterten sie, Marge liebte sie, und Emily und ich konnten sogar wunderbar zusammen schweigen. Unsere Beziehung war leicht und entspannt, wir waren nicht nur Geliebte, sondern auch Freunde. Abgesehen davon, dass wir uns über alles unterhalten konnten, freute sie sich über die Briefchen, die ich ihr unters Kissen legte, oder die Blumen, die ich ihr ohne besonderen Anlass zur Arbeit schicken ließ. Emily liebte mich so sehr, wie sie romantische Gesten liebte, und nach zwei Jahren Beziehung plante ich, ihr einen Antrag zu machen, zahlte sogar schon einen Verlobungsring an.

Und dann baute ich Mist. Warum, kann ich selbst nicht erklären. Ich könnte dem Alkohol die Schuld geben, denn an dem Abend hatte ich mit Freunden in einer Kneipe getrunken, aber was auch immer der Grund war, ich kam mit einer Frau namens Carly ins Gespräch. Sie war hübsch, und sie flirtete gut, und sie hatte sich erst kürzlich von ihrem langjährigen Freund getrennt. Ein Bier führte zum anderen, was wiederum zu mehr Flirten führte, und letzten Endes landeten wir zusammen im Bett. Am nächsten Morgen machte Carly deutlich, dass sie kein Interesse an

einer irgendwie gearteten Beziehung hatte, und obwohl sie mich zum Abschied küsste, gab sie mir nicht einmal ihre Telefonnummer.

In solch einer Situation gibt es ein paar sehr einfache Männerregeln, und Regel Nummer eins lautet: Behalt es für dich. Falls die Freundin einen Verdacht hegt und direkt fragt, tritt sofort Regel Nummer zwei in Kraft: leugnen, leugnen, leugnen.

Jeder Mann kennt diese Regeln, das Problem war nur, dass ich auch ein schlechtes Gewissen hatte. Ein schrecklich schlechtes. Selbst einen Monat später noch konnte ich die Erfahrung nicht abschütteln. Es geheim zu halten schien mir unvorstellbar, ich konnte mir keine Zukunft mit Emily aufbauen, wenn ich wusste, dass sie zumindest zum Teil auf einer Lüge basierte. Ich sprach mit Marge darüber, und wie üblich half sie mir auf ihre schwesterliche Art weiter.

»Halt gefälligst den Mund, du Trottel. Das war beschauert von dir, und das schlechte Gewissen solltest du auch haben. Aber wenn du es nie wieder tun willst, dann verletz jetzt nicht auch noch Emilys Gefühle. So etwas wird sie nicht verkraften.«

Natürlich hatte Marge recht, das wusste ich, und doch ...

Ich wollte, dass Emily mir verzieh, weil ich nicht sicher war, ob ich mir sonst selbst jemals verzeihen konnte, und daher ging ich schließlich zu Emily und redete mir alles von der Seele – bis heute wünschte ich, meine Worte zurücknehmen zu können.

Wenn Vergebung das Ziel gewesen war, wurde es nicht erreicht. Wenn ein weiteres Ziel gewesen war, eine langfristige Beziehung auf ein Fundament der Wahrheit zu stellen, wurde auch das verfehlt. Mit Tränen der Wut und Enttäuschung verkündete Emily, sie brauche Zeit zum Nachdenken.

Ich ließ sie eine Woche lang in Ruhe und wartete geknickt auf einen Anruf, doch das Telefon klingelte nicht. In der folgenden Woche hinterließ ich ihr zwei Nachrichten, beide Male mit einer Entschuldigung, aber immer noch meldete sie sich nicht. Erst in der Woche darauf trafen wir uns zum Mittagessen, aber das verlief verkrampt, und hinterher durfte ich sie nicht zu ihrem Wagen begleiten. Eine Woche später hinterließ sie mir eine Nachricht, dass es aus sei. Ich war wochenlang am Boden zerstört.

Die Zeit linderte mein schlechtes Gewissen, wie das eben so ist, und ich versuchte mich mit dem Gedanken zu trösten, dass sich für Emily mein Fehltritt zumindest im Nachhinein als gut erwies. Vom Freund eines Freundes erfuhr ich, dass sie ein paar Jahre nach unserer Trennung einen Australier geheiratet hatte, und wenn ich sie ab und zu sah, machte es immer den Eindruck, als sei das Leben gut zu ihr. Ich redete mir ein, dass ich mich für sie freute. Mehr als jeder andere Mensch verdiente Emily ein wundervolles Leben, und Marge empfand es genauso. Noch nach meiner Hochzeit mit Vivian sagte meine Schwester gelegentlich zu mir: »Diese Emily war eine tolle Frau ... Das hast du echt vergeigt.«



Ich bin in Charlotte, North Carolina, geboren, und abgesehen von einem einzigen Jahr in einer anderen Stadt habe ich immer dort gewohnt. Selbst jetzt noch kann ich kaum fassen, wo Vivian und ich uns kennengelernt haben oder auch nur, dass wir uns überhaupt kennengelernt haben. Immerhin stammte sie wie ich aus dem Süden, und wie ich hatte sie neben ihrem Job sehr wenig Freizeit und ging selten aus. Wie hoch standen die Chancen, dass wir uns auf einer Cocktailparty in Manhattan begegnen würden?

Damals arbeitete ich in der Zweigstelle der Agentur in Midtown, was toller klingt, als es war. Jesse Peters war der Meinung, dass so ungefähr jeder, der im Büro in Charlotte Anlass zu Hoffnungen gab, sich mindestens eine Zeit lang im Norden bewähren musste, und wenn nur, weil viele unserer Kunden Banken waren und jede große Bank eine wichtige Niederlassung in New York City hatte.

Im Mai 2006 veranstaltete der Vorstandschef einer dieser Banken, der laut eigener Aussage *meine Vision liebte*, eine Spendengala für das MoMA. Der Mann war, ganz im Gegensatz zu mir, ein Kunstkennner, und obwohl es eine sehr exklusive Veranstaltung war, wollte ich eigentlich nicht hingehen. Doch seine Bank war unser Kunde, und Peters verlangte Gehorsam, also was sollte ich tun?

Von der ersten halben Stunde weiß ich praktisch nichts mehr, nur, dass ich mich fehl am Platze fühlte. Weit über die Hälfte der Gäste waren alt genug, um meine Großeltern zu sein, und fast jeder tummelte sich in finanzieller Hinsicht in einer anderen Stratosphäre. Irgendwann lauschte ich zwei grauhaarigen Herren, die über die Vorteile eines G IV im Gegensatz zur Falcon 2000 diskutierten. Es dauerte ein Weilchen, bis ich begriff, dass sie ihre Privatjets verglichen.

Als ich mich von diesem Gespräch abwandte, entdeckte ich Vivians Chef am anderen Ende des Raums. Ich erkannte ihn aus dem Fernsehen, und Vivian erzählte mir später, dass er sich für einen Kunstsammler hielt. Dabei runzelte sie die Stirn, um durchblicken zu lassen, dass er Geld, aber keinen Geschmack besaß, was mich nicht überraschte. Trotz berühmter Gäste konnte man den Humor der von ihm moderierten Late-Night-Show am besten als niveaulos beschreiben.

Zunächst stand sie hinter ihm. Erst als sie vortrat, um jemanden zu begrüßen, sah ich sie. Mit ihren dunklen

Haaren, der makellosen Haut und Wangenknochen, von denen Supermodels träumen, war sie die schönste Frau, die ich je gesehen hatte.

Anfangs dachte ich, sie sei die Freundin des Moderators, doch je länger ich sie beobachtete, desto sicherer war ich mir, dass sie kein Paar waren, sondern dass sie für ihn arbeitete. Außerdem trug sie keinen Ring, noch ein gutes Zeichen. Aber mal ehrlich, welche Chance hatte ich?

Davon ließ sich der Romantiker in mir allerdings nicht abschrecken, und als sie sich an der Bar einen Cocktail bestellte, trat ich neben sie. Von Nahem sah sie sogar noch umwerfender aus.

»Sie sind es«, sagte ich.

»Wie bitte?«

»Die Frau, die Disney-Grafiker vor sich sehen, wenn sie die Augen ihrer Prinzessinnen zeichnen.«

Nicht gerade überwältigend, ich gebe es zu. Etwas plump und vielleicht sogar kitschig, und in der unbehaglichen Pause danach rechnete ich fest damit, es vermässelt zu haben. Aber nein: Sie lachte.

»Also, den Spruch habe ich wirklich noch nie gehört.«

»Er würde auch nicht bei jeder funktionieren«, sagte ich. »Ich bin Russell Green.«

Sie wirkte erheitert. »Vivian Hamilton«, erwiderte sie, und ich schnappte fast nach Luft.

Sie hieß Vivian.

Wie Julia Roberts' Figur in *Pretty Woman*.



Woher weiß man, ob jemand der oder die Richtige für einen ist? Welche Signale müssen vorhanden sein, dass man denkt: *Das ist die Frau, mit der ich den Rest meines*

Lebens verbringen möchte? Wie konnten, zum Beispiel, sowohl Emily als auch Vivian mir richtig erscheinen, wo sie doch so unterschiedlich wie Tag und Nacht waren?

Ich weiß es nicht, aber wenn ich an Vivian denke, fällt es mir immer noch leicht, mich an die berauschende Aufregung unserer ersten gemeinsamen Abende zu erinnern. Während zwischen Emily und mir ein warmes Wohlgefühl herrschte, brannten Vivian und ich füreinander, fast von Anfang an, als sei unsere gegenseitige Anziehung vom Schicksal bestimmt. Jedes Treffen, jedes Gespräch verstärkte meine Überzeugung, dass wir genau das waren, was der andere suchte.

Als Heiratstyp malte ich mir bald unseren gemeinsamen Lebensweg aus, in dem Glauben, dass unsere leidenschaftliche Verbindung ewig lodern würde. Innerhalb weniger Monate war ich sicher, Vivian heiraten zu wollen, auch wenn ich es nicht sagte. Vivian brauchte länger, um so für mich zu empfinden, doch nach sechs Monaten waren wir ein festes Paar und tasteten bereits die Ansichten des anderen über Gott, Geld, Politik, Familie, Kinder und Grundwerte ab. Häufig waren wir einer Meinung, und in Anlehnung an einen weiteren romantischen Film machte ich ihr am Valentinstag auf der Aussichtsplattform des Empire State Buildings einen Antrag, eine Woche, bevor ich wieder nach Charlotte ziehen musste.

Ich *glaubte* nur zu wissen, worauf ich mich einließ, als ich mich vor Vivian kniete. Sie allerdings, das ist mir heute klar, hatte keinen Zweifel. Dass nämlich ich der Mann war, den sie nicht nur wollte, sondern brauchte, und am 17. November 2007 gaben wir uns vor Freunden und Verwandten das Jawort.



Wie bei jedem Paar gab es auch bei uns Höhen und Tiefen, Probleme und Chancen, Erfolge und Fehlschläge. Alles in allem hatte ich den Eindruck, dass unsere Ehe wunderbar funktionierte, zumindest in der Theorie.

In der Praxis allerdings wäre das Wort *kompliziert* passender.

Einerseits hatte ich mir das Ganze wie einen nie endenden romantischen Werbespot gedacht, mit Rosen und Kerzen, mit Weichzeichner gefilmt, eine Parallelwelt, in der Liebe und Vertrauen jede Schwierigkeit überwinden konnten. Gleichzeitig wusste ich natürlich, dass sich für eine Beziehung langfristig beide Seiten anstrengen mussten. Kompromisse, Kommunikation und Kooperation sind erforderlich, zumal das Leben einem gern Knüppel zwischen die Beine wirft, wenn man am wenigsten damit rechnet. Idealerweise richtet der Knüppel keinen großen Schaden an; manchmal schweiß das gemeinsame Bewältigen von Problemen ein Paar sogar noch stärker zusammen.

Doch hin und wieder bringt einen solch ein Knüppel auch böse zu Fall und hinterlässt Narben, die nie zu heilen scheinen.

Kapitel 3

Und was dann?

Der alleinige Ernährer der Familie zu sein, war nicht leicht. Am Ende der Woche war ich häufig erschöpft, aber ein Freitag hat sich mir besonders eingeprägt. London wurde am nächsten Tag ein Jahr alt, und ich hatte den ganzen Tag an mehreren Verkaufsvideos für Spannerman Properties gearbeitet, einem der größten Bauträger im Südosten der USA. Die Agentur verdiente an dieser Kampagne ein kleines Vermögen, und die Verantwortlichen bei Spannerman waren ganz besonders anspruchsvoll. Für jede Projektphase gab es eigene Deadlines. Deadlines, die von Spannerman selbst, einem Mann mit einem Vermögen von zwei Milliarden Dollar, noch erschwert wurden. Er musste jede Entscheidung absegnen, und ich hatte das Gefühl, dass er mir das Leben so unangenehm wie möglich machen wollte. Daran, dass er mich nicht mochte, hegte ich keinen Zweifel. Er war ein Mann, der sich gern mit schönen Frauen umgab – die meisten seiner leitenden Angestellten waren weiblich und attraktiv –, und selbstverständlich verstanden Spannerman und Peters sich ganz hervorragend. Ich hingegen verachtete sowohl den Mann als auch seine Firma. Er stand in dem Ruf, auf seinen Baustellen zu pfuschen und Politiker zu bestechen, besonders im Hinblick auf Umweltschutzbestimmungen, und es hatte bereits zahlreiche negative Zeitungsberichte sowohl über ihn als auch seine Firma gegeben. Was mit ein Grund gewesen war, unsere Agentur zu engagieren, denn sein Image musste dringend aufpoliert werden.

Im Laufe des Jahres hatte ich unendlich viele Stunden in

den Spannerman-Auftrag gesteckt, und es war das mit Abstand schlimmste Jahr meines Lebens gewesen. Mir graute jeden Morgen davor, ins Büro zu gehen. Da aber Peters und Spannerman befreundet waren, behielt ich meine Gefühle für mich.

Jesse Peters hielt viel davon, seine Mitarbeiter durch Bonuszahlungen zu motivieren, und trotz Spannerman konnte ich jeden Bonus maximieren. Das musste ich auch. Erstens fühlte ich mich wohler, wenn ich etwas Geld beiseitelegen konnte, und zweitens halfen die Boni, unseren Kontostand auszugleichen. Denn statt zu sinken, waren unsere Ausgaben im vergangenen Jahr sogar gestiegen, obwohl Vivian versprochen hatte, ihre »Besorgungen«, wie sie das Shoppen mittlerweile nannte, zurückzuschrauben. Offenbar war es ihr unmöglich, ein Kaufhaus oder einen anderen Laden zu betreten, ohne mehrere Hundert Dollar auszugeben, selbst wenn sie eigentlich nur Waschmittel brauchte. Mir fehlte dafür das Verständnis, und auch wenn ich mich fragte, ob sie damit vielleicht eine innere Leere füllte, war ich manchmal verärgert und fühlte mich ausgenutzt. Doch wenn ich das Thema ansprach, entstand daraus oft ein Streit. Und selbst wenn die Debatte nicht hitzig wurde, veränderte sich danach nur wenig. Vivian versicherte mir immer, sie kaufe nur, was wir brauchten, oder es sei ein günstiges Angebot gewesen.

An jenem Freitagabend waren mir solche Gedanken allerdings fern, und als ich ins Wohnzimmer trat, schenkte London mir ihr unwiderstehliches, hinreißendes Lächeln. Vivian, schön wie eh und je, blätterte auf der Couch in einer Haus-und-Garten-Zeitschrift. Ich küsste zuerst London und dann Vivian und genoss den Duft von Babypuder und Parfüm.

Wir setzten uns zum Essen, erzählten uns gegenseitig von unserem Tag, und dann wurde London ins Bett gebracht. Vivian badete die Kleine und zog ihr den Schlafanzug an, danach deckte ich sie zu und las ihr vor.

Anschließend goss ich mir unten ein Glas Wein ein und stellte fest, dass die Flasche fast leer war, was bedeutete, dass Vivian wahrscheinlich gerade ihr zweites Glas trank. Das erste erhöhte die Chance auf Zärtlichkeiten, das zweite machte sie wahrscheinlich, und so müde ich auch war, meine Stimmung hob sich.

Als ich mich neben sie setzte, blätterte Vivian wieder in der Zeitschrift. Nach einer Weile hielt sie mir eine aufgeschlagene Seite hin.

»Wie findest du diese Küche?«

Die Schränke waren cremefarben, die Arbeitsflächen aus braunem Granit, inmitten glänzender topmoderner Geräte stand eine Kücheninsel. Ein Traum von einer Küche.

»Die ist toll.«

»Ja, oder? Alles an dieser Küche hat Klasse. Und erst die Beleuchtung ... Der Kronleuchter ist atemberaubend.«

Den hatte ich noch gar nicht bemerkt. Ich beugte mich vor.
»Wow. Der ist wirklich schick.«

»In dem Artikel steht, dass eine Küchenrenovierung fast immer den Wert eines Hauses steigert. Falls wir mal verkaufen wollen.«

»Warum sollten wir? Ich wohne sehr gern hier.«

»Ich spreche ja nicht von jetzt gleich. Aber ewig bleiben wir doch wohl nicht hier.«

Seltsamerweise war mir noch nie in den Sinn gekommen, dass wir hier nicht ewig bleiben wollten. Immerhin wohnen meine Eltern auch noch in dem Haus, in dem ich aufgewachsen war. Aber darüber wollte Vivian eigentlich gar nicht sprechen.

»Wahrscheinlich hast du recht mit der Wertsteigerung«, sagte ich. »Aber momentan können wir uns eine neue Küche eigentlich nicht leisten.«

»Wir haben doch etwas gespart, oder?«

»Ja, aber das sind unsere Rücklagen. Für Notfälle.«

»Okay.« Die Enttäuschung war ihr anzuhören. »Ich dachte ja nur.«

Sorgsam knickte sie die Ecke der Seite ein, um das Foto später leicht wiederfinden zu können, und ich kam mir vor wie ein Versager. Ich hasste es, sie zu enttäuschen.



Das Leben als Hausfrau und Mutter war schön für Vivian.

Obwohl sie ein Kind hatte, sah sie mindestens zehn Jahre jünger aus, als sie war, und manchmal wurde sie sogar nach ihrem Ausweis gefragt, wenn sie sich einen Cocktail bestellte. Doch das Aussehen trog in Bezug auf ihre anderen Eigenschaften. Vivian hatte auf mich schon immer einen reifen und selbstbewussten Eindruck gemacht, und im Gegensatz zu mir traute sie sich, ihre Meinung zu sagen. Wenn sie etwas wollte, teilte sie es mir mit, wenn etwas sie störte, hielt sie damit nicht hinter dem Berg, gleichgültig, ob es mich möglicherweise verletzte. Die Kraft, man selbst zu sein, ohne Angst vor Ablehnung, war etwas, vor dem ich große Achtung hatte, und wenn nur, weil ich selbst danach strebte.

Stark war sie ebenfalls. Vivian jammerte oder beklagte sich nicht, wenn sie mit Widrigkeiten konfrontiert wurde, eher wurde sie geradezu stoisch. In all den Jahren, die ich sie kenne, habe ich sie nur ein Mal weinen sehen, und zwar, als ihre Katze Harvey starb.

Dass sie nicht schnell weinte, kann man interpretieren, wie man will, aber Tatsache war, dass Vivian auch nicht viel Grund dazu hatte. Uns waren bis dahin größere Tragödien erspart geblieben, der einzige mögliche Anlass zu Enttäuschung war, dass Vivian kein zweites Mal schwanger wurde. Als London achtzehn Monate alt war, probierten wir es wieder, aber Monat für Monat verstrich

ergebnislos. Zwar wäre ich bereit gewesen, zu einem Spezialisten zu gehen, doch Vivian schien zufrieden damit, der Natur ihren Lauf zu lassen.

Auch ohne ein zweites Kind empfand ich es normalerweise als Glück, mit Vivian verheiratet zu sein, zum Teil wegen unserer Tochter. Manche Frauen sind besser zur Mutterschaft geeignet als andere, und Vivian war ein Naturtalent. Sie war gewissenhaft und liebevoll, eine geborene Krankenschwester, die sich von nichts erschüttern ließ, und ein Muster an Geduld. Vivian las London Hunderte von Büchern vor und konnte stundenlang mit ihr auf dem Fußboden spielen. Die beiden gingen in den Park und die Bücherei. Dazu hatten sie Verabredungen mit Kindern aus der Nachbarschaft, Vorschulkurse und die üblichen Arzttermine, sodass die beiden ständig unterwegs waren. Wenn ich an jene ersten Jahre in Londons Leben zurückdenke, sehe ich Vivian immer mit einem Ausdruck tiefer Freude auf dem Gesicht vor mir, ob sie unsere Tochter nun auf dem Arm hielt oder ihr dabei zusah, wie sie Schritt für Schritt die Welt entdeckte.

Vivians Vorstellung von einer perfekten Mutterschaft gestattete mir nicht nur, mich auf meine Karriere zu konzentrieren, sondern hatte auch zur Folge, dass ich mich selten allein um London kümmerte und dementsprechend nie wirklich merkte, wie anstrengend das sein konnte. Da es bei Vivian so leicht aussah, dachte ich, das wäre es auch, aber im Laufe der Zeit wurde Vivian launischer und gereizter. Sie kümmerte sich weniger um den Haushalt, sodass abends noch lauter Spielzeug im Wohnzimmer auf dem Boden lag und sich in der Küche das schmutzige Geschirr stapelte. Die Wäsche blieb liegen, Teppiche wurden nicht gesaugt, und da ich Unordnung noch nie mochte, beschloss ich irgendwann, zweimal pro Woche eine Putzhilfe kommen zu lassen. Später enga-

gierte ich auch für drei Nachmittage in der Woche einen Babysitter und übernahm selbst den Samstagvormittag mit London, damit Vivian etwas Zeit für sich hatte. Meine Hoffnung war, dass sie dadurch wieder mehr Energie für uns als Paar hätte. Meinem Empfinden nach definierte meine Frau sich mittlerweile als Vivian und als Mutter und uns drei zusammen als Familie. Ehefrau und Teil eines Paares zu sein war ihr hingegen nach und nach lästig geworden.

Dennoch machte ich mir keine allzu großen Gedanken über unsere Beziehung. Wir waren wie die meisten Ehepaare mit kleinen Kindern, dachte ich. Abends unterhielten wir uns über das Übliche: über London, die Arbeit, die Familie oder was wir essen oder am Wochenende unternehmen wollten oder wann das Auto zur Inspektion musste. Ich fühlte mich gar nicht grundsätzlich an den Rand gedrängt, denn der Freitagabend wurde zum Beispiel zu Vivians und meinem romantischen Abend erklärt. Selbst meine Kollegen wussten davon, und außer in einem echten Notfall verließ ich das Büro zu einer vernünftigen Uhrzeit, hörte im Auto Musik und trat dann lächelnd durch die Tür. Ich beschäftigte mich mit London, während Vivian sich schick machte, und wenn die Kleine schlief, kam es mir fast vor wie bei unseren Dates früher, vor der Hochzeit.

Ich liebte Vivian und schwankte nie in meiner Überzeugung, mein Leben mit ihr verbringen zu wollen. In meinem Wunsch, das auch zu zeigen, grübelte ich lange über Geschenke zu Weihnachten, zu Hochzeits-, Geburts- und Valentinstagen nach, legte ihr Briefchen unter das Kissen, bevor ich zur Arbeit ging, und überraschte sie manchmal mit einem Frühstück im Bett. Anfangs freute sie sich über solche Gesten, nach und nach allerdings wurden sie ihr gleichgültig. Also zermarterte ich

mir das Gehirn, was ihr gefallen, wodurch ich ihr vermitteln könnte, wie viel sie mir immer noch bedeutete.

Und am Ende bekam Vivian die Küche, die sie sich gewünscht hatte, genau wie in der Zeitschrift.



Vivian hatte immer vorgehabt, wieder zu arbeiten, wenn London in die Schule kam, in Teilzeit, um weiterhin am Nachmittag und Abend zu Hause sein zu können. Auf keinen Fall wollte sie eine dieser Mütter sein, die sich ständig ehrenamtlich engagierten und zu Weihnachten die Schulcafeteria dekorierten. Und sie wollte auch nicht den ganzen Tag in einem leeren Haus sitzen. Schließlich hatte sie ihr Studium an der Georgetown University summa cum laude abgeschlossen und vor Londons Geburt erfolgreich als Pressereferentin in mehreren Positionen gearbeitet.

Auch ich hatte bei meiner Agentur nicht nur gute Boni verdient, sondern war mehrmals befördert worden, und 2014 war ich zuständig für einige der wichtigsten Kunden. Vivian und ich waren mittlerweile sieben Jahre verheiratet, London gerade fünf geworden und ich vierunddreißig. Wir hatten unsere Küche renoviert, planten aber auch eine Modernisierung des Badezimmers. Unsere Anlagen an der Börse entwickelten sich gut, und abgesehen vom Hauskredit hatten wir keine Schulden. Ich war vernarrt in meine Frau und mein Kind, meine Eltern wohnten in der Nähe, und meine Schwester und Liz waren meine allerbesten Freunde. Von außen betrachtet war mein Leben wunderbar, und das antwortete ich auch jedem, der fragte.

Und doch wusste ich tief drinnen irgendwie, dass das gelogen war.

So gut es in meinem Job laufen mochte – niemand, der für Jesse Peters arbeitete, fühlte sich je wohl oder sicher

in seiner Position. Peters hatte die Firma zwanzig Jahre vorher gegründet, und mit Büros in Charlotte, Atlanta, Tampa, Nashville und New York war sie die mit Abstand bekannteste Agentur im Südosten des Landes. Peters war berühmt für seine Cleverness und Skrupellosigkeit. Seine Methode war, anderen Agenturen entweder die Kunden abzuwerben oder ihre Preise zu unterbieten, und wenn das nicht funktionierte, kaufte er seine Wettbewerber einfach auf. Die Erfolge blähten sein ohnehin riesiges Ego zu irren Ausmaßen auf, und sein Führungsstil spiegelte seine Persönlichkeit voll und ganz wider. Er war davon überzeugt, immer recht zu haben, hatte Lieblinge unter seinen Angestellten und spielte die Abteilungsleiter gegeneinander aus, sodass alle immer mit einer gewissen Anspannung lebten. Er förderte ein Klima, in dem die meisten mehr Lorbeeren für sich zu beanspruchen versuchten, als ihnen zustanden, während sie gleichzeitig Fehler auf die Kollegen schoben. Es war eine brutale Form des Sozialdarwinismus, in dem nur wenige Aussichten auf langfristiges Überleben hatten.

Glücklicherweise waren mir über zehn Jahre lang die wüsten Büroscharmützel weitgehend erspart geblieben, die mehr als einen Nervenzusammenbruch ausgelöst hatten. Anfangs, weil ich zu unterwürfig war, um beachtet zu werden, und später, weil ich Kunden akquirierte, die meine Arbeit schätzten und die Agentur dementsprechend bezahlten. Im Laufe der Zeit redete ich mir ein, dass Peters mich wegen meiner guten Umsätze als zu wertvoll betrachtete, um mich zu quälen. Immerhin behandelte er mich nicht annähernd so schlecht wie manche Kollegen. Während er mit mir hin und wieder freundlich im Flur plauderte, verließen andere, zum Teil erfahrenere Angestellte Peters' Büro oft völlig unter Schock. Wenn ich sie dann sah, konnte ich mir ein erleichtertes Aufseufzen (und vielleicht sogar einen Hauch Selbstzufriedenheit) nicht verkneifen.

Wie man sich doch täuschen kann ... Meine erste größere Beförderung erlebte ich ungefähr zeitgleich mit meiner Hochzeit, die zweite folgte dann zwei Wochen, nachdem Vivian mir einmal das Auto von der Werkstatt ins Büro gebracht hatte. An dem Tag hatte mein Chef uns spontan zum Mittagessen eingeladen. Die dritte Beförderung wurde eine knappe Woche, nachdem Peters und Vivian sich drei Stunden lang bei einem Geschäftsessen unterhalten hatten, ausgesprochen. Erst im Rückblick wurde mir klar, dass Peters weniger an meiner Arbeitsleistung als an Vivian interessiert war, und nur das hatte ihn davon abgehalten, mich ins Visier zu nehmen. Vivian, sollte ich erwähnen, hatte verblüffende Ähnlichkeit mit beiden Exfrauen von Peters, und vermutlich wollte er sie einfach bei Laune halten ... oder wenn möglich als Ehefrau Nummer drei heiraten.

Das ist kein Scherz. Und auch keine Übertreibung. Im Gespräch mit mir versäumte Peters nie, sich nach Vivian zu erkundigen, zu erwähnen, wie attraktiv sie sei, oder zu fragen, wie es *uns* gehe. Bei Geschäftsessen schaffte Peters es immer, neben meiner Frau zu sitzen, und bei jeder Weihnachtsfeier steckten sie in einer Ecke die Köpfe zusammen. Wahrscheinlich hätte ich das alles ignorieren können, wäre da nicht Vivians Reaktion auf seine Avancen gewesen. Zwar ermutigte sie Peters nicht, aber sie wies ihn auch nicht zurück. So schrecklich er als Chef war, zu Frauen konnte er ziemlich charmant sein, besonders zu schönen wie Vivian. Er hörte zu und lachte und machte im richtigen Moment das richtige Kompliment, und weil er außerdem so reich wie Krösus war, hielt ich es für möglich oder sogar wahrscheinlich, dass Vivian sich von seinem Interesse geschmeichelt fühlte. Für sie war es nichts Ungewöhnliches, dass er sich von ihr angezogen fühlte. Seit der Grundschule buhlten Jungen um ihre Aufmerksamkeit,

und sie erwartete es nicht anders. Was ihr allerdings nicht gefiel, war, dass es mich manchmal eifersüchtig machte.

Im Dezember 2014, dem Monat vor dem schicksalhaftesten Jahr meines Lebens, zogen wir uns gerade für die Weihnachtsfeier der Agentur um. Als ich meine Bedenken hinsichtlich Jesse Peters äußerte, seufzte sie entnervt.

»Stell dich nicht so an«, sagte sie, und ich wandte mich ab, ratlos, warum meine Frau meine Gefühle derart abtat.



Um einmal ein bisschen zurückzuspulen, was Vivian und mich betrifft:

So bereichernd die Mutterschaft für Vivian auch gewesen war, die Ehe mit mir schien für sie an Reiz verloren zu haben. Mir war länger schon aufgefallen, dass Vivian sich in den vergangenen Jahren verändert hatte, doch in letzter Zeit bin ich zu der Überzeugung gelangt, dass Vivian sich weniger veränderte als vielmehr entwickelte, mehr und mehr zu dem Menschen wurde, dem sie eigentlich entsprach – einem Menschen, der mir wiederum zunehmend fremd wurde.

Die Verschiebung fand kaum merklich statt. In Londons erstem Lebensjahr akzeptierte ich Vivians gelegentliche Launenhaftigkeit und Gereiztheit als normal und verständlich, als vorübergehende Phase, und ich gewöhnte mich daran. Leider schien die Phase jedoch kein Ende zu nehmen. Vivian wurde immer frustrierter und abweisender. Häufig ärgerte sie sich schon über Kleinigkeiten, warf mir Beleidigungen an den Kopf, die ich nicht einmal geflüstert hätte. Ihre Aggression zielte in der Regel darauf ab, mich zu einer Entschuldigung zu veranlassen. Als jemand, der Konflikte scheute, war ich schließlich so weit, dass ich schon den Rückzug antrat, wenn sie nur

die Stimme erhob, gleichgültig, wie gekränkt ich gewesen sein mochte.

Die Nachwirkungen ihres Zorns waren häufig schlimmer als die Attacke selbst. Eine Versöhnung schien unerreichbar, und statt etwas ausdiskutieren oder einfach abzuhaken, zog Vivian sich zurück. Manchmal sprach sie tagelang kaum mit mir, beantwortete Fragen nur mit ein oder zwei Worten. Stattdessen konzentrierte sie ihre Aufmerksamkeit auf London und begab sich ins Schlafzimmer, sobald unsere Tochter im Bett lag, sodass ich allein im Wohnzimmer zurückblieb. An solchen Tagen strahlte sie eine regelrechte Verachtung mir gegenüber aus, und ich fragte mich, ob meine Frau mich überhaupt noch liebte.

Gleichzeitig war die ganze Situation absolut nicht berechenbar, und Regeln veränderten sich unvermittelt. Mal war Vivian unverblümt in ihrer Wut, dann wieder passiv aggressiv, je nach Laune. Ihre Erwartungen an mich wurden immer unkonkreter, und die Hälfte der Zeit wusste ich nicht, was tun oder nicht tun, ging den Ablauf eines Streits im Kopf immer wieder durch, um zu begreifen, womit ich sie verärgert hatte. Sie verriet mir nicht, woran es gelegen hatte, sondern stritt ab, dass etwas nicht stimmte, oder beschuldigte mich einer Überreaktion. Häufig fühlte ich mich wie auf einem Minenfeld, und auf dem Spiel standen sowohl meine emotionale Verfassung als auch meine Ehe. Und dann plötzlich, aus Gründen, die mir ebenso verborgen blieben, normalisierte sich unsere Beziehung wieder annähernd. Vivian fragte, wie mein Tag gewesen sei oder ob ich etwas Spezielles essen wolle, und wenn London im Bett war, liebten wir uns – das ultimative Zeichen dafür, dass mir verziehen worden war. Ich atmete erleichtert auf und hoffte, dass endlich wieder alles würde wie früher.

Vivian wies meine Version oder zumindest meine Interpretation der Ereignisse immer zurück. Wütend. Oder

sie erklärte ihr Verhalten als Reaktion auf meines. Ich hätte eine unrealistische Vorstellung von der Ehe, sagte sie dann, die Flitterwochen könnten eben nicht ewig dauern. Sie behauptete, ich brächte Arbeitsstress mit nach Hause, ich sei der Launische von uns beiden, missgönne ihr, dass sie zu Hause bleiben dürfe, und lasse meinen Unmut an ihr aus.

Was auch immer objektiv wahr gewesen sein mag, im Herzen wünschte ich mir vor allem, dass Vivian glücklich war. Genauer gesagt, glücklich mit mir. Denn ich liebte Vivian ja und vermisste, wie sie früher gelächelt und gelacht hatte, wenn wir zusammen waren. Ich vermisste unsere langen Gespräche und das Händchenhalten. Ich vermisste die Vivian, die mir das Gefühl gegeben hatte, ihrer Liebe würdig zu sein.

Aber mit Ausnahme unserer romantischen Freitagabende entwickelte sich unsere Beziehung weiterhin in eine Richtung, die mir fremd war und auch nicht gefiel. Vivians Verachtung begann mich zu verletzen. Doch den Großteil dieser Jahre war ich unzufrieden mit mir, weil ich sie andauernd enttäuschte, und gelobte, mir noch mehr Mühe zu geben.



Zurück zu dem Abend der Weihnachtsfeier.

»Stell dich nicht so an«, sagte sie zu mir, und die Worte kreisten unaufhörlich in meinem Kopf. Sie klangen scharf und mitleidlos, dennoch hat sich mir von jenem Abend am stärksten eingeprägt, dass Vivian sogar noch umwerfender aussah als üblich. Sie trug ein schwarzes Cocktailkleid, Pumps und die Kette mit dem Diamantanhänger, die ich ihr zum letzten Geburtstag geschenkt hatte. Die Haare fielen ihr offen auf die Schultern, und als sie aus dem Bad kam, starrte ich sie bewundernd an.

»Du siehst wunderschön aus«, sagte ich.

»Danke.«

Im Auto blieb die Stimmung zwischen uns angespannt. Mühsam machten wir etwas Small Talk, doch als sie merkte, dass ich das Thema Peters nicht noch einmal ansprach, wurde ihre Laune langsam besser. Als wir ankamen, war es fast, als herrschte zwischen uns die stillschweigende Vereinbarung, so zu tun, als hätte die Auseinandersetzung gar nicht stattgefunden.

Vivian hatte meine Bedenken allerdings durchaus registriert. Obwohl sie sich darüber geärgert hatte, blieb sie praktisch den gesamten Abend an meiner Seite. Dreimal fing Peters ein Gespräch mit uns an, und zweimal fragte er Vivian, ob sie etwas zu trinken wolle – es war klar, dass sie ihn an die Bar begleiten sollte –, doch beide Male schüttelte sie den Kopf und sagte, sie habe schon bei einem der Kellner bestellt. Sie blieb dabei höflich und freundlich, und ich dachte schon, ich hätte die ganze Peters-Sache vielleicht doch überbewertet. Er konnte mit ihr flirten, so viel er wollte, nach Hause führe sie mit mir, und nur das zählte, oder?

Die Feier selbst war unspektakulär, weder besser noch schlechter oder auch nur anders als jede andere Weihnachtsfeier. Nachdem wir zu Hause den Babysitter bezahlt hatten, bat Vivian mich, ihr ein Glas Wein einzugießen und nach London zu sehen. Als ich schließlich ins Schlafzimmer kam, brannten Kerzen und Vivian trug Dessous ... und ...

So war Vivian eben. Man konnte einfach nicht erraten oder vorhersehen, was sie als Nächstes tun würde. Noch nach sieben Jahren vermochte sie mich zu erstaunen, und das manchmal auf wundervoll zärtliche Weise.



Schwerer Fehler.

So denke ich heute über jenen Abend, zumindest im Hinblick auf meine Karriere in der Agentur.

Jesse Peters, so erwies sich, war nicht begeistert davon, dass Vivian ihn gemieden hatte, und von der folgenden Woche an wehte ein spürbar kälterer Wind aus seinem Büro zu meinem. Anfangs kaum merklich. Am Montag nach der Feier lief er mit einem knappen Nicken an mir vorbei, und während einer Sitzung ein paar Tage später stellte er jedem Fragen außer mir. Diese Kleinigkeiten setzten sich fort, da ich aber gerade vollauf mit einer komplexen Kampagne beschäftigt war, dachte ich mir nichts dabei. Dann kamen die Feiertage, und da zu Beginn des Jahres im Büro immer etwas Chaos herrschte, fiel mir erst Ende Januar auf, dass Jesse Peters seit mindestens sechs Wochen nicht mit mir gesprochen hatte. Daraufhin ging ich mehrmals zu seinem Büro, aber seine Assistentin teilte mir jedes Mal mit, er sei bei einem Termin oder anderweitig beschäftigt. Das ganze Ausmaß seines Grolls begriff ich erst Mitte Februar, als er endlich Zeit für mich hatte. Besser gesagt, er *verlangte*, mich zu sehen. Die Agentur hatte einen wichtigen Kunden verloren, den ich betreut hatte, einen Autohändler mit acht Niederlassungen in Charlotte. Nachdem ich Peters dargelegt hatte, warum der Kunde meiner Ansicht nach zu einer anderen Firma gewechselt war, sah er mich unverwandt an. Noch verdächtiger war, dass er Vivian überhaupt nicht erwähnte. Am Ende unseres Gesprächs war mir ungefähr so zumute wie den Kollegen, denen ich mich früher überlegen gefühlt hatte, wenn sie kurz vor einem Nervenzusammenbruch standen. Ich hatte das ungute Gefühl, dass meine Tage bei Peters gezählt waren.

Noch schwerer zu ertragen war, dass der Autohändler, ein Mann Ende sechzig, uns den Auftrag nicht etwa

entzogen hatte, weil er unzufrieden mit meiner Arbeit war. Ich habe die Anzeigen und Werbespots der neuen Agentur gesehen und glaube heute noch, dass unsere Ideen kreativer und wirkungsvoller waren. Aber Kunden sind wankelmütig; ein wirtschaftlicher Abschwung, ein Wechsel in der Geschäftsführung oder auch nur der Wunsch nach Kosteneinsparung können schon hinreichende Gründe für einen Wechsel sein. In diesem Fall durchlebte der Kunde gerade seine Scheidung und brauchte jeden Cent, da der Anwalt, den seine Frau engagiert hatte, ein berüchtigter Halsabschneider war. Wegen der Prozesskosten und einer drohenden hohen Abfindung kürzte er seine Ausgaben an allen Ecken und Enden, und das wusste Peters ganz genau.

Einen Monat später, als ein weiterer Kunde den Stecker zog, zeigte Peters sein Missfallen noch deutlicher. Es war kein großer Auftrag gewesen, und dass ich seit Jahresbeginn schon drei neue Kunden akquiriert hatte, schien gleichzeitig überhaupt keine Rolle zu spielen. Wieder wurde ich in Peters' Büro zitiert und gerügt. Ich hätte in letzter Zeit kein gutes Händchen, und die Kunden vertrauten mir vielleicht nicht mehr. Als letztes Ausrufezeichen dieses Termins rief er Todd Henley dazu und verkündete, dass wir ab sofort »zusammenarbeiteten«. Henley war ein Senkrechtstarter, er arbeitete erst seit fünf Jahren in der Agentur und war zwar recht kreativ, seine wahren Fähigkeiten allerdings lagen im Bereich des Netzwerks innerhalb der Agentur. Ich wusste schon länger, dass er scharf auf meine Stelle war, und er war zwar nicht der einzige, aber der schlimmste Schleimer in dem ganzen Haufen. Als er auf einmal immer häufiger in Peters' Büro verschwand, dabei vermutlich mehr Verdienst an unseren Kampagnen für sich beanspruchte, als ihm zustand, und jeweils mit einem selbstzufriedenen Grinsen

wieder herauskam, wusste ich, dass ich mich anderweitig umsehen musste.

Meine Erfahrung, die Position und mein derzeitiges Gehalt schränkten die Auswahl stark ein. Da Peters die Werbebranche im Großraum Charlotte dominierte, musste ich meine Fühler etwas weiter ausstrecken. In Atlanta war Peters bereits die Nummer zwei, schluckte kleinere Agenturen und zog neue Kunden an Land. Beim derzeitigen Marktführer hatten kürzlich zwei Wechsel in der Führungsetage stattgefunden, weshalb dort ein vorübergehender Einstellungsstopp herrschte. Also kontaktierte ich Firmen in Washington, D. C., Richmond und Baltimore, weil ich dachte, es würde Vivian den Umzug vielleicht schmackhaft machen, wenn wir dadurch näher bei ihren Eltern wohnten. Doch wieder wurde ich nicht einmal zu einem Vorstellungsgespräch eingeladen.

Es gab natürlich noch andere Möglichkeiten, je nachdem, wie weit von Charlotte wegzuziehen ich bereit war. Doch mit jedem Anruf verstärkte sich meine Gewissheit, dass ich meine Heimatstadt nicht verlassen wollte. Meine Eltern wohnten hier, Marge und Liz wohnten hier, es war mein Zuhause. Und so erwuchs die Idee, mich selbstständig zu machen, wie der mythische Phönix aus der Asche. Was, wie mir auffiel, zudem noch der perfekte Name war.

The Phoenix Agency. Mit uns schwingt sich Ihr Geschäft in ganz neue Sphären auf.

Ich sah den Slogan schon auf Visitenkarten, und als ich das nächste Mal meine Eltern besuchte, erwähnte ich mein Vorhaben beiläufig meinem Vater gegenüber. Er sagte sofort, dass er es für keine gute Idee halte, und Vivian war ebenfalls nicht begeistert. Stattdessen schlug sie mir vor, meine Jobsuche auf New York und Chicago auszudehnen, was ich aber von vorneherein für aussichtslos hielt. Mein

Traum ließ sich einfach nicht abschütteln, und ich zählte im Geiste immer wieder die Vorteile auf.

Wenn ich allein arbeitete, wären meine laufenden Kosten gering.

Ich duzte mich mit diversen Firmenchefs und anderen leitenden Angestellten in Charlotte, was die Aussicht auf Auftraggeber erhöhte.

Ich war hervorragend in meinem Job.

Meine Firma wäre klein und spezialisiert, und ich hätte einen überschaubaren Kundenstamm.

Ich könnte weniger Geld verlangen und trotzdem mehr verdienen.

Vom Büro aus rief ich eine Reihe von Kunden an und erkundigte mich, wie zufrieden sie mit dem Service und den Preisen bei Peters waren, und ihre Antworten verstärkten meine Gewissheit, dass ich nicht scheitern konnte. Unterdessen goss Henley mir verbal bereits Beton in die Stiefel und schubste mich über Bord, und Peters bedachte mich mit bösen Blicken.

Da wusste ich, dass er mich feuern würde, was bedeutete, ich hatte keine Wahl mehr.

Ich musste es nur noch offiziell Vivian mitteilen.



Was hätte besser sein können, als meinen künftigen Erfolg an unserem Freitagabend zu feiern?

Zugegeben, ich hätte es ihr auch an jedem anderen Wochentag sagen können, aber ich wollte einen besonderen Moment dafür nutzen. Ich brauchte ihre Unterstützung. Ich wollte, dass sie meine Hand nahm und sagte: *Darauf, dass du so was machst, warte ich schon ewig. Ich habe nicht den geringsten Zweifel, dass es klappen wird. Ich habe immer an dich geglaubt.*

Ungefähr ein Jahr später, als ich Marge von meinen Hoffnungen in Bezug auf diesen Abend beichtete, lachte sie laut auf. »Noch mal zum Mitschreiben«, sagte sie. »Du hast ihr im Prinzip jedes Sicherheitsgefühl entrissen und sie darüber informiert, dass du euer Leben auf den Kopf stellen willst, und du hast allen Ernstes geglaubt, sie würde sich freuen? Ihr hattet ein Kind, großer Gott. Und eine Hypothek. Bist du wahnsinnig?«

»Aber –«

»Nichts aber. Du weißt, dass Vivian und ich nicht immer einer Meinung sind, aber in dem Fall hatte sie recht.«

Mag sein, aber im Nachhinein ist man immer schlauer. Am fraglichen Abend brachten wir London ins Bett, danach grillte ich Steaks (ungefähr das Einzige, was ich damals gut konnte), und Vivian machte einen Salat, dünstete etwas Brokkoli und sautierte grüne Bohnen mit Mandelblättern. Vivian, das sollte ich erklären, aß niemals etwas mit vielen Kohlehydraten, also Brot, Eis, Pasta, Zucker oder irgendetwas, das weißes Mehl enthielt – lauter Dinge, die ich ziemlich lecker fand und mir zum Mittagessen gönnte, was wahrscheinlich meinen Bauchansatz erklärte.

Doch an diesem Abend herrschte von Anfang an eine gespannte Stimmung. Ich gab mir Mühe, locker zu sein, doch das schien sie nur noch misstrauischer zu machen, als wappne sie sich für das, was da kommen mochte. Vivian konnte schon immer in mir lesen wie in einem offenen Buch, und ihr wachsendes Unbehagen machte es mir noch schwerer, unverkrampft zu bleiben.

Ich wartete, bis wir mit dem Essen fast fertig waren, und füllte ihr Weinglas noch einmal auf, bevor ich anfang, von Henley und Peters und meinem Verdacht, dass mir gekündigt werden sollte, zu erzählen. Da sie nur nickte, nahm ich meinen Mut zusammen und unterbreitete ihr meine Pläne. Sie saß da wie aus Marmor gemeißelt, ohne

sich zu rühren, ohne auch nur nach ihrem Weinglas zu greifen. Und sie stellte keine Fragen, bis ich geendet hatte. Schweigen erfüllte den Raum.

»Bist du sicher, dass das eine gute Idee ist?«, fragte sie schließlich.

Das war nicht die Bestätigung, die ich mir erhofft hatte, aber immerhin war sie nicht aus dem Raum gestürmt, was ich als gutes Zeichen nahm. Wie dumm von mir.

»Ehrlich gesagt habe ich wahnsinnige Angst davor, aber wenn ich es jetzt nicht probiere, dann wahrscheinlich nie.«

»Bist du nicht ein bisschen jung für eine eigene Agentur?«

»Ich bin fünfunddreißig. Peters war erst dreißig, als er anfang.«

Sie presste die Lippen aufeinander, und ich konnte die Worte fast auf ihrer Stirn lesen: *Du bist aber nicht Peters*. Zum Glück sagte sie es nicht. Sie zog nur die Augenbrauen zusammen, wobei keine einzige Falte entstand. Diese Frau war wirklich ein Wunder. »Weißt du überhaupt, wie man eine Agentur gründet?«, fragte sie.

»Das funktioniert wie jede andere Firmengründung auch. Letzten Endes muss man entsprechende Formulare bei den Behörden ausfüllen, sich einen guten Anwalt und Steuerberater suchen und ein Büro mieten.«

»Und wie lange dauert so was?«

»Einen Monat vielleicht? Dann kann ich Kunden annehmen.«

»Wenn jemand dich engagieren will.«

»Das wird kein Problem«, sagte ich. »Da mache ich mir keine Sorgen. Peters ist teuer, und mit manchen Kunden arbeite ich seit Jahren zusammen. Die springen bestimmt bei ihm ab, wenn sie die Gelegenheit bekommen.«

»Trotzdem wirst du eine Zeit lang nichts verdienen.«

»Wir müssen uns nur für eine Weile einschränken. Auf die Putzhilfe verzichten, zum Beispiel.«

»Du willst, dass ich hier putze?«
»Ich kann ja helfen«, versicherte ich.
»Natürlich«, sagte sie. »Woher willst du das Geld für die Überbrückungszeit nehmen?«
»Aus unseren Kapitalanlagen, hatte ich gedacht.«
»Unsere Anlagen?«
»Wir haben mehr als genug, um ein Jahr davon zu leben.«
»Ein Jahr?« Noch einmal wiederholte sie mich.
»Es würde sogar reichen, wenn ich gar kein Einkommen hätte. Wozu es nicht kommen wird.«
Sie nickte. »Kein Einkommen.«
»Ich weiß, dass es erst einmal Angst macht, aber am Ende wird es sich lohnen. Und dein Leben wird sich nicht verändern.«
»Abgesehen davon, dass ich dein Dienstmädchen sein soll, meinst du.«
»Das habe ich doch nicht gesagt –«
Sie unterbrach mich. »Peters wird nicht einfach nur dazusitzen und deinen Mut beklatschen«, bemerkte sie. »Wenn er glaubt, dass du ihm seine Kunden abjagen willst, wird er alles tun, um dich aus dem Geschäft zu drängen.«
»Das kann er ja versuchen«, meinte ich. »Aber letzten Endes geht es um Geld.«
»Davon hat er mehr.«
»Ich rede vom Geld der Kunden.«
»Und ich rede vom Geld für unsere Familie.« Ihr Ton wurde schärfer. »Was ist mit uns? Mit mir? Erwartest du von mir, dass ich einfach so mitmache? Wir haben ein Kind, um Himmels willen.«
»Und ich soll einfach meine Träume begraben?«
»Spiel nicht den Märtyrer. Das hasse ich.«
»Ich spiele nicht den Märtyrer. Ich versuche zu diskutieren.«
»Nein, das tust du nicht!« Ihre Stimme wurde laut. »Du

teilst mir mit, was du zu tun gedenkst, auch wenn es vielleicht nicht gut für unsere Familie ist!«

Ich atmete langsam aus und bemühte mich, ruhig zu bleiben. »Ich habe dir schon gesagt, dass Peters mich garantiert feuern wird, und andere Jobs gibt es hier in der Gegend nicht.«

»Hast du versucht, mit ihm zu reden?«

»Natürlich.«

»Behauptest du.«

»Glaubst du mir nicht?«

»Nur zum Teil.« Sie knallte ihre Serviette auf den Teller und stand auf. »Du machst, was du willst, obwohl es nachteilig für uns und unser Kind ist.«

»Das hört sich an, als wäre mir unsere Familie egal.«

Doch da hatte sie schon das Zimmer verlassen.

In jener Nacht schlief ich im Gästezimmer. Und abgesehen davon, dass sie meine Fragen höflich und knapp beantwortete, sprach Vivian drei Tage lang nicht mit mir.



Zwar hatte Marge sich während meiner Kindheit gut um mich gekümmert, aber in der Pubertät gab es eine Phase, in der es sie nervte, auf mich aufpassen zu müssen. Sie telefonierte endlos, was zur Folge hatte, dass ich viel fernsah. Einen Großteil dessen, was ich über Werbung weiß, nahm ich quasi per Osmose auf. Ich lernte es weder auf dem College noch von meinen erfahreneren Kollegen in der Agentur, weil dank Peters' Einfluss die Hälfte von ihnen ihre kreative Energie darauf verwandte, die Karriere der anderen Hälfte zu sabotieren. In meiner Unerfahrenheit als Neuling hörte ich daher damals den Kunden aufmerksam zu, wenn sie mir beschrieben, was sie

sich vorstellten, wühlte in meinem Erinnerungsschatz und interpretierte alte Spots neu.

Ganz so einfach war es natürlich nicht. Werbung umfasst viel mehr als nur Fernsehspots. Im Laufe der Jahre hatte ich griffige Slogans für Zeitungsanzeigen oder Reklametafeln erdacht, Radiowerbung geschrieben und Kampagnen in den sozialen Medien geschaffen. Ich hatte einem Team angehört, das an Suchmaschinenoptimierung und auf bestimmte Postleitzahlen, Einkommensgruppen oder Bildungsniveaus abzielenden Bannern arbeitete, und für einen Kunden hatte ich auch Werbung auf Lieferwagen entwickelt. Bei Peters wurden praktisch all diese Projekte hausintern von unterschiedlichen Abteilungen abgewickelt, als Selbstständiger wäre ich künftig allerdings allein für alles verantwortlich. Zwar war ich nicht in allen Bereichen gleich bewandert, vor allem Technologie war meine schwache Seite, aber zum Glück kannte ich mittlerweile genug lokale Anbieter der nötigen Dienstleistungen, und die kontaktierte ich nun nach und nach.

Ich hatte Vivian nicht belogen, als ich sagte, dass ich mir keine Sorgen um die Akquise machte. Leider unterlief mir jedoch ein Fehler, der etwas paradox ist: Ich vergaß die Kampagne für meine eigene Firma. Ich hätte mehr Geld darauf verwenden sollen, eine hochwertige Website zu erstellen und professionelles Werbematerial zu gestalten.

Stattdessen kümmerte ich mich im Mai um die Infrastruktur meiner neuen Agentur. Ich nahm mir hin und wieder einen Tag frei, um den Papierkram zu erledigen. Ich mietete in einem Gebäude ein Büro einschließlich einer Gemeinschaftssekretärin. Ich kaufte mir die nötige Ausstattung. Ich las Bücher über Existenzgründung, und alle betonten die Wichtigkeit von ausreichend Eigenkapital. Mitte Mai kündigte ich schließlich mit zweiwöchiger

